

(Nachdruck verboten.)

6] Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

Kurz vor Mitternacht kam Simon zurück. Er hatte die Kunde gemacht, und da alles ruhig war draußen im Walde und er müde, ging er nach Hause.

Ueberall suchte er sein Weib. Mit Schrecken gewahrte er den leeren Korb des Findlings. Und da kam ihm mit einem Male das veränderte Wesen seines Weibes zum Bewußtsein. Er hatte es seit Tagen empfunden, aber keinen Wert drauf gelegt. Jetzt schnürte ihm bange Furcht die Kehle zu.

Er ging vor das Haus und suchte die Umgebung des Hauses ab. Da sah er die Spur der Bärbel über die Wiese führen dem Walde zu nach der Richtung der Gutnau. Und jetzt kam ihm auch die Erinnerung an den Fremden. Was sollte das?

Angst und Bangen und Eifersucht stürmten in ihm und hastig eilte er in den nahen Ort. Er klopfte die Mutter der Bärbel aus dem Schlafe. Vergerlich hörte die Wittib ihrem Schwiegerjohn zu. Dann kam auch an sie die Furcht. Rasch kleidete sie sich an, um das Haus des Simon und die Kinder zu hüten. Dort saß sie in der Stube hin und ließ den Rosenkranz durch ihre Hände gleiten. Aber ihr Mund fand keine Worte, immer horchte sie hinaus.

Simon eilte der Spur nach. Sie führte nach der alten Gutnauauer, dem Klosterüberrest.

Und als er so dahinrannte, kam ihm die Gewißheit, daß alles dies keine Eheirrung bedeute.

Sein Weib war über das Alter hinaus, in welchem Frauen auf dem Lande solche Dinge treiben. Sie war zu abgeschafft und ihr ältestes Mädchen bereits Jungmagd. Angstvolles Ahnen quälte den Simon.

Heißer Schweiß perlte auf seiner Stirne.

Im Hause aber saß die Mutter der Bärbel, alt und runzlicht, in sich zusammengesunken und horchte in die Nacht hinaus.

Gegen drei Uhr, der erste Hahn hatte eben gekräht, hörte die Alte Tritte vom Wald her näher kommen.

Gleich darauf stieß Simon mit dem Fuße die Tür auf und schleppte sein Weib, die Bärbel, mit sich. Den Findling, in seinen Mantel eingewickelt, hielt er im andern Arm. In der Stube legte er die Bärbel auf das Bett. Den Findling gab er der Wittib zum halten. Dann verschloß er rasch die Tür. Er sprach kein Wort. Ruhig trat er an das Bett zu seinem Weibe heran. Mit leiser Stimme, ohne Groll, wie man zu einem fieberkranken Kinde spricht, das Unmögliches von dem Pflegenden verlangt, fragte Simon sein Weib:

„Ist Dir jetzt besser?“

Da riß der Bärbel die Augen auf und richtete sich jäh in die Höhe. Mit wilder Stimme schrie sie:

„Der Teufel! Der Teufel!“

Entsetzt wollte sie aufspringen und von ihrem Manne flüchten. Simon hielt sie mit Gewalt nieder im Bette.

„Jesus Maria! Jesus Maria! Simon, was ist mit der Bärbel?“ fragte die Wittib entsetzt und ließ den Findling im Mantel eingewickelt auf Simons Bett fallen.

Finster schaute Simon die Alte an. Dann sagte er leise: „Nichts ist, Gott geb es. Frag nichts, Mutter, frag nichts, was auch kommen sollte, sag nichts, hörst Du? Sag keinem Menschen etwas, hörst Du, um der Kinder willen, sag nichts, red nie davon, daß die Bärbel aus dem Haus war, und wenn sie so was sagt, dann phantasiert sie! Hörst Du, Mutter? Jetzt geh und hol den Doktor!“

Da ging der Alte ein Verständnis auf und hurtig humpelte sie davon.

Dieweil lag die Bärbel ruhig in ihrem Bette mit geschlossenen Augen.

Simon ging zu dem kleinen Findling und wickelte das Kind aus dem rauhen Mantel. Splitternacht lag es da auf seinem Bette. So hatte er das Kind im Schnee aufgenommen draußen bei der Gutnau. Aber jetzt im hellen Lichte sah

er über der Brust lang sich hinziehen ein blutendes Kreuz eingeschnitten in die zarte Haut. Finsterer noch wurde da sein Gesicht.

Aber niemand sollte dies sehen. Niemand sollte wissen, was geschehen war. Niemand.

Er verband die leichte Wunde des Kindes. Dabei wimmerte der Säugling.

Da schlug die Bärbel aufs neue die Augen auf. Als sie ihren Mann mit dem Findling sah, sprang sie zornig kreischend auf.

In ihren Augen war das flackernde Gluten zu irrem Feuer gewachsen und ihr Antlitz war verzerrt.

Sie schrie, auf Simon eindringend:

„Gib das Kind her, es gehört dem Satan! Gib das Kind, sag ich! Der Fluch kommt! Weißt Du denn nicht, der Fluch kommt sonst über meine Kinder? Gib den Findling, er gehört dem Satan! So gib ihn doch!“

Aber Simon ließ sich das Kind nicht entreißen. Er faßte seine franke Frau und bezwang sie und band ihre Hände und Füße fest an die Bettstatt. Aber das Weib rüttelte wütend an den Fesseln und stieß kreischende Laute aus und drohte ohne Unterlaß.

So fand der Doktor das Weib. Mit raschem Blicke wußte er, daß die Bärbel unheilbarem Wahnsinne verfallen war.

Des anderen Morgens wurde die Bärbel gefesselt in einem geschlossenen Wagen nach der Stadt gebracht.

Der Weg führte durch den Wald an der Gutnau vorbei. Und als sie dort vorbeifuhren, da soll die Bärbel getobt haben, erzählten nachher die Begleiter. Und voller Furcht hatte sie geschrien, daß eben der Satan das Kind nehmen wollte, als Simon dazwischen kam, und jetzt sei der Fluch.

Simon aber war von der Stunde an finster und verschlossen. Nie redete er mit seiner Schwiegermutter darüber, was im Walde geschehen war. Schroff hieß er sie schweigen auf ihr Fragen und ging finster seiner Wege. Nur dem Findling hing er an, mehr denn seinen eigenen Kindern. Alles schaute er nach für den Säugling. Es schien, er wolle so gut machen, was geschehen war.

Einige Tage nach dem Unglück der Bärbel fanden Holzer den Fremden erhängt im Walde unweit der Gutnau. Mit vieler Not brachte die Polizei in Erfahrung, daß der Fremde ein in religiösem Wahn befangener Bauer war, der vor Monatsfrist aus dem Irrenhause entwichen war unter Mitnahme einer Summe Geldes, das er einem Arzte stahl, um ein großes Werk zu vollbringen; so schrieb er in einem Briefe, den er zurückließ.

Die Wittib, ihr Heiland und Sterben.

Simon, der Waldhüter, war durch das Unglück, wie die Leute in der Gegend erzählten, ein finsterner Mann geworden. Finsternen Gesichts ging er seines Weges, schaute nicht um und grübelte in sich hinein.

Nur dann heiterte sich sein Blick, wenn der Findling Viktor Fürstemeich Unbekannt ihm unbeholfen zustrebte. Da konnte Simon hinsitzen, den Knaben zu sich nehmen und mit dickem Brei füttern. Gleich einer Mutter konnte er das Kind einwiegen und schlafenlegen. Wenn der Findling ruhte und Simon das Gedeihen des Kindes gewahrte, seufzte er leise auf. Es überkam ihn dann ein Gefühl der Erleichterung und er hoffte, alles gut machen zu können. Er glaubte, daß Gott seinem Weibe demaleinst vergebe und die Bärbel mit der Unmacht ihren Trevel gebüßt hatte. Und wenn er dann so dachte, gelobte er sich, den Knaben wie sein Bluteigenen zu lieben, und wenn ihn die Bitternis ankam, häßschelte er den Findling.

Aber in mancher Nacht kamen die Gedanken. Trotz Haus und Niegel- und Bezwingen des eigenen Ich kamen sie leise, und wenn Simon sich wehrte, blieb das Echo und da gab es nichts davor; die Nächte waren seiner Meister und die Erinnerung krieg auf vor ihm in: Sonnenchein und Wunsch und all dem Bösen. Dann woben die Gedanken und die Weh und Aber so lange, bis die Stube angefüllt war mit Gespenstern und heißer Wunsch, Verzweiflung, Qual und Furcht ihn packten und toll herumrissen nach dem Liede des Gewissens.

Es konnte dann geschehen, daß Simon hurtig aufsprang und vom Hause weglief in den Wald hinaus. Er kam dann immer bei der Gutnau vorbei, und dort betete er ein andächtiges Vaterunser.

Die alte Wittib, der Bärbel Mutter, schalt den Simon, dem sie jetzt das Haus führte, nicht wenig aus wegen seinem verrückten Treiben. Aber alle ihre Worte liefen ab wie Wasser, und Simon hörte kaum hin. Doch sah er wohl, daß die Alte immer runzlicher und schrumpfliger wurde, der Buckel wuchs, so daß ihr Kopf von Tag zu Tag mehr nach vorn zu Boden hing. Sie grämte sich und ihr Harn zehrte sie auf. Wenn sie allein war, greinte sie und eiserte mit Gott, und bei den Leuten schalt und schimpfte sie. Aber viel half ihr alles nicht. Sie schrumpfte immer mehr ein und einmal, Simon war gerade aus dem Walde heimgekehrt, sagte sie zum Waldhüter und goß ihm dazu den Kaffee ein:

„Simon, Du mußt Dich bald wieder auf ein anderes Weibsbild besinnen.“

„Wieso denn?“ fragte der Simon und hielt mitten im Trinken inne.

Die alte Wittib gab ihrem Buckel einen Kuck und blies das Feuer im Herde an.

„Ge?“ fragte er wieder.

„Ach, häh, mit mir geht es den Schermäusen zu, Simon, das ist.“

Da war es dem Simon, als ob ihn aufs neue etwas Böses ankäme, dann aber lehnte er sich gegen den Gedanken auf, er lachte und sagte:

„Ach was, Ihr seid zäh, Mutter, der Knochenmann hat anderes zu tun.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Richard Strauß-Biographie.*)

Verhältnismäßig früh hat der führende europäische Komponist Richard Strauß eine Biographie bekommen, nachdem verschiedene namhafte Musikschriftsteller, wie Paul Bekker, Urban, Schmitz, Dr. L. Schmidt, Gatta usw. Einzeldarstellungen vom Leben, Persönlichkeit, Schaffen Straußens teils enthusiastisch, teils polemisch bereits auf den Droschürenmarkt geworfen hatten. Unsere Epoche intensivsten Lebens und Erlebens, Schaffens und Arbeitens, Genießens und Entbehrens ist mit Recht „das Zeitalter der Eilschritte mit leuchtendem Atem“ genannt worden. Ruhe und Muße, das geistige Verdauen fehlt unserer Zeit. Wir haben zu nichts mehr Zeit. Dieses Charakteristikum des XX. Jahrhunderts zeigt sich auch bei der schriftlichen Wertung des Lebens großer Staatsmänner, Gelehrter, Künstler. Der Geschichtsschreiber, der aus „der historischen Perspektive“ objektive Lebensgeschichte schreibt, hat fast nichts mehr zu tun. Die Tageschreiber und glänzenden Feuilletonisten nehmen ihm die Feder ab und veröffentlichen höchst subjektive Essays und Bücher über Männer, die noch mitten im Schaffen, mitten in der Entwicklung stehen. Bei Hugo Wolf hat der Biograph gewartet, bis der Tod des Künstlers einen zusammenfassenden Rückblick auf das Lebenswerk und den Menschen gestattete. Was hat dagegen eigentlich heute eine Richard Strauß-Biographie für abschließenden Wert, bei einem Musiker, der sich so oft häutet und wandelt, der noch tatkräftig mitten im Strom sich jagender Probleme, Gedanken und Ideen treibt? Ein solches Lebensbild über einen lebendig Schaffenden hat nur problematischen Wert, wenn es nicht, von einseitigem Gesichtswinkel aus gesehen und geschildert, gar Verwirrung anrichtet. Immerhin dürfen wir noch froh sein, daß im vorliegenden Falle nicht ein Berliner ästhetisierender Wortathlet à la Vie die zahlreichen Richtlinien des Strauß'schen Wesens im Prisma seiner höchst subjektiven weitstänzerischen Verzerrungen verzerrt hat, sondern daß ein süddeutscher kluger und wissender Kopf wie der bekannte und fruchtbare Freiburger Musik-schriftsteller Dr. Max Steiniger versucht hat, ein noch Möglichst sachliches Bild vom bisherigen Strauß zu entwerfen.

Die Aufgabe war weit schwieriger, als man glaubt. Denn wenn auch nicht ganz zutrifft, was Steiniger vom „Straußbild des Zeitungslersers“ erzählt, das die deutsche Presse in mehr als vierteljahrhundertlanger rastloser Tätigkeit ungünstig entstellte habe (Warum? „Vom Schaffenden darf die Presse nicht zu viel Gutes sagen.“ Der Presse, die durch unendliches Schrifttum urteilsunfähig und skeptisch geworden, fällt es schwer, einen ernsten Menschen ernst zu nehmen; seine Höhenkunst ist ihr un bequem; daher das Verlangen, ihn ein wenig zum Wajazzo herzunehmen.“), so ist es doch Tatsache, daß das menschliche wie das künstlerische Charakterbild dieses ebenso genialen wie exponierten Musikers im Munde der Kenner wie Laien mehr schwankt wie das irgend eines anderen geistig Schaffenden von

Auf. Steiniger, ein Schriftsteller, der Kunstempfinden, kritisches Erkenntnisvermögen und positives Wissen mit Geist, Stilgefühl und Takt vereint, hat es verstanden, bei aller durchscheinenden Liebe zu seinem Gegenstande sich vor einseitigem kritiklosen Heroenkult zu bewahren und nach Möglichkeit sachlich zu bleiben, wenn er auch der Polemik und Antikritik zu viel Platz in seinem Buche gab. Seine Methode war die alte bewährte: eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man muß sie hören alle beede. Will sagen: er mißte bei der Porträtierung des „lebenden Beweises des göttlichsten Antipositivismus“ (Vie) alle Farben gleichmäßig. „Zwischen all den Tatsachen, um deren Auswahl, Ordnung und Erklärungsversuche es sich allein handelt, mögen sachmännische Urteile für und gegen Strauß stehen.“ Wenn Weiß sich als eine Mischung aus allen Farben ergibt, so erreicht der Verfasser auf diesem Wege sicher am ehesten das Weiß der Wahrheit.

Steiniger gliedert nun das Werk, dessen besonderer Reiz eine wohl lückenlose Galerie von Straußbildnissen vom Säuglingsalter bis zur migratenden Pauerischen Steinzeichnung Garmisch 1910 sowie interessante Stichproben und Themen aus 80 bisher unveröffentlichten Jugendwerken sind, in drei Hauptteile: Entstehung und Erfolg der Werke im Zusammenhang mit dem Umriß des Lebens; der künstlerisch-ethische Charakter im Lichte seiner Zeit und der Tatsachen; die einzelnen Werke. Die Seele und zugleich der „Halen“ des Buches ist natürlich der zweite (in A.: Die Wege zum Mißverständnis und B.: Die Wege zum Verständnis noch einmal eingeteilte) Abschnitt. Denn hier versucht Steiniger dem Leser, bei dem er allerdings eine ziemlich gründliche Musikausbildung in Literatur, Westteil wie Technik voraussetzt, das Verständnis der Strauß'schen Kompositionen zu verschaffen. Er rechtfertigt und begründet den Strauß'schen Entwicklungsgang, der wie bei allen selbständigen Meistern der Kunst von der Schule und dem Dogma zum Ich, zum Selbst führte (bei Strauß von Haydn und Mozart zu Schumann und Brahms, von Liszt, Wagner, Verlioz und Ritzler zum selbstherrlichen fluktierenden Ueber-Ich). Er stößt die Umwelttheorie in Anwendung des Verhältnisses von Strauß zu seiner Zeit um. Er eröffnet an der Hand der „Feuersnot“, der „Elektra“ und des „Hosienbavaliens“ musikalische Perspektiven, spricht klug und erschöpfend über symbolische, philosophische, tonmalende, programmatische, über poetisierende und absolute Musik, er entwickelt die Grundzüge der Theorie vom musikalischen Neuhören, von der horizontalen Harmonik. Alle diese Gedanken werden in oft fesselnder, oft zum Widerspruch reizender Art abgewandelt. Zahlreich sind z. B. die Steiniger'schen Wege zum Mißverständnis Straußens. Er rechnet dazu in erster Linie, wie wir schon sahen, die Tagespresse. Unter den „negativen Kritikern“ erscheinen Köpfe wie die Berliner Spanuth und Weigmann, dann Niemann, Smolian, Gieseler, Brandes, Thomas San-Galli, Weingartner und der neue Wiener „Hanslik“ Kallbeck. Sehr geschadet haben nach Steiniger dem armen Richard Strauß, der ja immer noch bitter zu kämpfen hat, um sich einige Erfolge bei den Zeitgenossen zu sichern, die „falsch gebrauchten Musikführer“ und „die vier irrigen Epitheta“.

Das ist ein Kapitel für sich, diese vier irrigen Epitheta. Sie heißen, der Schall, der Deladent, der Artist, der Gesellschaftsmann. Diese Beinamen trägt ja bekanntlich Strauß als klingende Stichmarken in der zeitgenössischen Musikgeschichte. Der Verfasser sucht nun mit einem anerkanntswerten Aufwand von Mut, Witz, Geist und ethischem Ingrimm nachzuweisen, wie falsch diese Beurteilung sei. Daß er z. B. die Schalthypothese zu stützen versucht, wird nicht einmal Strauß selbst recht sein. Denn als Sild- denker kann und will er die jätirischen, humoristischen, eulenspiegelhaft-mutwilligen Seiten seines Wesens ganz gewiß nicht verleugnen, denn sie sind mit die Bausteine zum Lionhischen, das aus den herrlichsten Liedern und sinfonischen Werken des Meisters so herausend und beglückend auf uns ausströmte. Schwerer wiegt das Epitheton: Deladent. Steiniger argumentiert etwas spitzfindig: das Weivort stellt weitergehende Begriffe auf den Kopf und betrügt einen Teil unserer Gebildeten um den geistigen Besitz, der in der Zeitgenossenschaft eines Mannes wie Strauß liegen könnte. Es ist jener Teil, der irgend einen bürgerlichen Defekt für untrennbar von jedem Grad von Genialität hält, einen solchen Defekt also nach berühmten Mustern Lombroso usw. bei Strauß geradezu suchen muß. Man könnte darauf erwidern, daß Deladente als Ausdruck und Formel für eine raffinierte, übersättigte Kultur doch wenig mit „bürgerlichen Defekten“ gemein hat. Und andererseits ist es wohl nicht zu leugnen, daß sowohl „Feuersnot“ wie „Salome“ in die Sphären normal oder verkehrt sexueller Phantasien eingreifen, „Elektra“ aber ebenfalls die Verkörperung eines gestörten weiblichen Trieblebens darstellt, womit die Vorliebe des Komponisten für dieses abnorme Milieu, das zufälligerweise in der modernen Welt auch sehr marktgängig ist, erwiesen wurde. Strauß der Artist ist im Sinne Nietzsche zu verstehen, bei dem ja bekanntlich „artistisch“ soviel wie künstlich konstruiert, mit Nachdruck auf der technischen Seite der künstlerischen Herborbringung bedeutet. Nur wer einmal den hochkomplizierten technischen Apparat einer großen Strauß-Partitur als Sachverständiger betrachtet hat, wird nicht leugnen, daß man Strauß in diesem Sinne einen Artisten nennen darf. Freilich nicht im Sinne einer verstandsmäßigen abschließend auf Effekt und Sensation ausgehenden Entstehung der Werke. Denn hier steht bei Strauß noch die freischöpferische, in den edlen und großen Werken bis inkl. „Heldenleben“ oft ganz naiv unbewußte musikalische Inspiration in erster Linie. Was schließlich

*) Richard Strauß. Von Max Steiniger. 1.—4. Auflage. 287 S. Schuster u. Löffler, Berlin und Leipzig, 1911. 5 M.

Strauß als Geschäftsmann anfangt, so kann man wohl die Tatsachen der letzten Jahre von „Salome“ bis zum „Rosenkavalier“, die Strauß und seine Berliner Verleger als Meister im smarten Geschäfts-Amerikanismus gegenüber den Theaterdirektoren zeigten, gegen den abwehrenden und reinwaschenden Verfasser ruhig ins Treffen führen. Nein, die gerecht urteilende Zeit wird diese vier äußerst modernen Richtlinien im Wesen Straußens bekräftigen, zu denen noch hinzukommen: der Dionysler, der Poet, der Archaisit, der Bluffer.

Mit besonderem Glück ist die fürs ganze spätere Leben und Schaffen maßgebende „Münchener Periode“ geschildert: Familie, erste Musiklehrer, Münchener Konzertleben, Gymnasium, Verhältnis zu den Klassikern, die anfängliche Abneigung gegen Wagner, die vier Mentoren, erste Erfolge, dazu der spätere Münchener Freundeskreis. „Untrennbar vom geistigen Leben Münchens ist der ganze Kampf künstlerischer Meinungsverschiedenheiten, der die späteren Phasen von Strauß' Verhältnis zu einigen seiner Freunde kennzeichnet. In ihnen tritt der spezifisch süddeutsche Idealismus zutage, dem die Gewohnheiten einer abstrakten Ueberzeugung selbst über die des täglichen Lebens und des Gemütsbedürfnisses geht.“ Nur bei zweien von den vier Münchener Mentoren blieb dem rasch flüchtige werdenden Kunstfänger Enttäuschung später erspart: bei seinem alten Vater Franz Strauß, Hornbläser im Münchener Hoforchester, der des Sohnes so ganz neuartige Partituren mit Liebe und Stolz studierte und seinen hochbeinigen (gegen Wagner hat er offen frondierte!) musikalischen Konserbatismus am Beispiel des großen Sohnes noch spät untrempelte und bei seinem waderen Kontrapunktlehrer J. W. Meyer. Dagegen mußte des späteren Hans v. Bülow (unter dem der junge Strauß sich die Dirigentensporen in Meiningen verdiente) scharfer verlegender Spott ihn oft verlegen und auch sein eigentlicher Mentor, der Komponist Alexander Ritter (der Strauß als Erster zu Verlioz, Wagner und Liszt hingeführt hat) konnte als schroffer Wagnerianer die Verkündung des freien Selbstbestimmungsrechts, die Strauß in seinem von Bund und Satzung sich losagenden Ich „Guntram“ (Straußens erste Oper) ausgesprochen hatte, nicht verwinden. So löste sich auch Strauß immer mehr von Altmünchener Satzungen los, verkündete das austrumpfend in der „Feuersnot“, ging den steilen Weg seines „Heldenlebens“ teils allein, teils geleitet vom Schatten „Parathustras“ und deutscher Sozialaristokraten wie Dehmel, Maday, Henschel, die seine Lyrik mit den edelsten Keimen befruchteten. Bis das Charakterverderbende Theater auch ihn in seine Krallen zog...

Als Berliner in enge bürokratische Fesseln geschlagener Hofkapellmeister hat sich Strauß nie wohl gefühlt. Selbst nicht als Wilhelm II. ihn in die Hofloge befahl. Ein gutes Endernehmen zwischen dem Kaiser und seiner „Hofbusenschlange“ (beim Sängerswettsreit in Kassel, wo Wilhelm II. die Parole ausgab, mehr Silber, weniger Hegar! meinte er über Strauß: Da habe ich eine schöne Schlange an meinem Busen genährt!) war nur dadurch möglich, daß der Kaiser keine Note eigentlicher Straußmusik anhörte, außer den Militärmärschen, für die der kluge Diplomat (dieses Epitheton hat Steiniger noch vergessen!) Strauß 10 000 M. und einen Piepmatz erhielt.

Eine der sonderbarsten Wandlungen im Innern des Künstlers war sein Verhältnis zu Richard Wagner. Das Organ für Wagner ist ihm verhältnismäßig sehr spät aufgegangen. Am spätesten vielleicht das Verständnis für die Nibelungen. So schreibt er einmal an Thulle über „Siegfried“: „Gelangweilt habe ich mich wie ein Mops, ganz grauenhaft habe ich mich gelangweilt, es war schrecklich. Die Einleitung ist ein langer Paukentrappel mit Bombardon und Jagotten, die in den tiefsten Tönen brüllen, was so dumm klingt, daß ich gerade hinaus gelacht habe. Von zusammengehörigen Melodien keine Spur. Bei Wagners Gesang war ein Rater kriepert und sogar Felsen wären vor Angst vor diesen schrecklichen Mithönen zu Eis speisen geworden. Die ganze (...) kannst Du in 100 Takteln ausdrücken, denn immer das Gleiche, und immer gleich langweilig, scheußlich, hundemäßig pppp.“ Nun aus dem begeisterten 15jährigen Wagner-Saulus ist dann später ein ganz ordentlicher Wagner-Paulus geworden, und die Straußsche Auslegung des Tristan sucht heute ihresgleichen in der ganzen musikalischen Welt.

Das Buch Steinigers, dessen Vorzüge bei weitem die Mängel überwiegen, darf wohl keiner mehr entbehren, der sich gründlich mit der menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit des führenden deutschen Komponisten und mit ihrem Verhältnis zu unsreren an Originalen wirklich armen gegenwärtigen Musikperiode befaßen will.

W. M.

Der Wellenfittich in Freiheit und Gefangenschaft. *)

Stadl war der erste Naturforscher, der den Wellenfittich kennen lernte und beschrieb, Gould der erste Reisende, der uns einiges über das Freileben mitteilte. Gegenwärtig wissen wir, daß der

*) Durch das Entgegenkommen des Bibliographischen Instituts in Leipzig sind wir in der Lage, unsere Leser mit einem interessanten Abschnitt aus *Wrethms Tierleben* (3. Vogelband) bekannt zu machen, das, völlig neubearbeitet, gegenwärtig in vierter Auflage erscheint.

Vogel in ungeheueren Scharen das ganze innere Australien, und zwar hauptsächlich die mit Gras bewachsenen Ebenen bewohnt und sich hier von den Samen der Gräser nährt.

Als Gould Anfang Dezember die Ebenen des Innern besuchte, sah er sich von Wellenfittichen umgeben und beschloß, längere Zeit an derselben Stelle zu verweilen, um ihre Gewohnheiten zu beobachten. Sie erschienen in Flügen von 20 bis 100 Stück in der Nähe einer kleinen Lache, um zu trinken, und flogen von hier zu bestimmten Zeiten nach den Ebenen hinaus, um dort die Grasfämereien, ihre ausschließliche Nahrung, aufzunehmen. Am häufigsten kamen sie frühmorgens und abends vor dem Dunkelwerden zum Wasser. Während der größten Tageshitze sahen sie bewegungslos unter den Blättern der Gummibäume, deren Höhlungen gerade jetzt von brütenden Paaren bewohnt wurden. Solange sie sich auf den Ästen ruhig hielten, waren sie schwer zu entdecken; wenn sie aber zur Tränke gehen wollten, setzten sie sich frei und in Massen auf die abgestorbenen Zweige der Gummibäume oder auf die zum Wasser herüberhängenden Äste. Ihre Bewegungen sind wunderbar. Der Flug ist gerade und reizend schnell, fallen- oder schwallbenartig, dem anderer Papageien kaum ähnelnd, der Gang auf dem Boden verhältnismäßig gut, ihr Klettern im Gezweige wenigstens nicht ungeschickt. Im Fluge lassen sie eine kreischende Stimme vernahmen; im Sitzen unterhalten sie sich mit losendem Gezwitscher, das man nur deswegen nicht Gesang nennen kann, weil die einzelnen Töne der lautgebenden Vögel mit denen unzähliger anderer sich vermischen und hierdurch ein Wirrwarr von Tönen entsteht.

Auch während der Brutzeit halten sich die Wellenpapageien in Gesellschaften zusammen, obwohl die einzelnen Paare unter diesen ihrer innigen Sondern Gemeinschaft wegen leicht zu erkennen sind. Das Nest steht in den Löchern und Spalten der Gummibäume und wird im Dezember mit 4 bis 6 Eiern von weißer Farbe und ziemlich runder Gestalt belegt. Ende Dezember sind die Jungen gewöhnlich ausgeflogen und imstande, sich selbst zu versorgen. Sie jammern sich dann in großen Flügen, die mit den ungepaarten Alten unterjuchtwaisen; denn gepaarte schreiten, wenn man nach dem Benehmen der gefangenen schließen darf, zu einer zweiten und dritten Brut. Nach Beendigung des Brutgeschäftes treten die Scharen ihre Wanderung an. Sie ziehen regelmäßig von Süden nach Norden und kehren erst wieder zu ihrem Brutorte zurück, wenn die Grasfämereien reif sind. Im südlichen Australien erscheinen sie im Frühling, unserem Herbst, mit gleicher Regelmäßigkeit wie unsere Zugvögel. Die Eingeborenen behaupten, sie zeigten sich zuweilen in Gegenden, in denen man sie früher nicht gesehen hatte, und dies ist bei ihrer Bewegungsfähigkeit recht wohl zu glauben.

Nach Mitteilung eines Deutschen, der viele Jahre in Australien lebte, werden die Wellenfittiche gegen Abend in großen Heften neben zu Hunderten und Tausenden gefangen, in rohe Stücken gefesselt und so den Händlern übermittelt. Nach Melbourne bringt man sie in ungläublicher Menge. Wenn ihrer viele auf dem Markte sind, kauft man das Paar im einzelnen mit ungefähr 2,5 M. unseres Geldes, während bei Massenkäufen höchstens 1,5 M. für das Pärchen gezahlt wird. Nach der Fangzeit füllt man mit ihnen alle größeren lichtvollen Räume der Schiffe, und mancher Kapitän tritt während der Heimreise von Australien nach Europa den Vögeln seine Kajüte ab.

Der Wellenfittich ist zwar keine Papageiart, die aus Trauer über den Verlust ihres Gefährten dahinwelkt und stirbt, verlangt aber Gesellschaft und erklärlicherweise am liebsten die des anderen Geschlechtes seiner eigenen Art. Im Notfall findet er auch in einem anderen kleinen Papagei einen Ersatz; niemals jedoch behandelt er einen andersartigen Vogel mit jener liebenswürdigen Zärtlichkeit, die er gegen seinesgleichen an den Tag legt. Es ist deshalb notwendig, ihn immer paarweise zu halten; erst dann entfaltet er seine ganze Liebenswürdigkeit. Sollte einer der Gatten des Paares durch irgendwelchen unglücklichen Zufall sein Leben verlieren, so ersetzt ein anderer Gefährte des betreffenden Geschlechtes den verlorenen rasch und vollständig wieder.

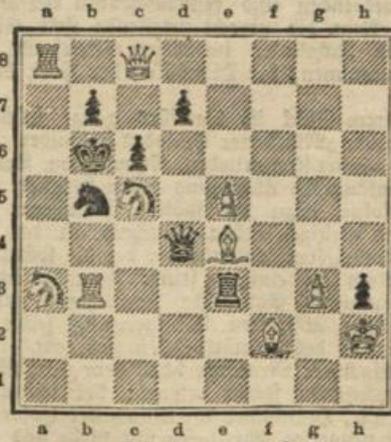
Ein wesentlicher Vorzug des Wellenfittichs ist seine Genügsamkeit. Kein zweiter Stubenvogel verlangt so wenig Abwechslung in seinem Futter wie dieser kleine Papagei. Ihm genügt eine Art Nahrung jahrelang. Wir ersehen ihm die Grasfämereien Australiens durch Hirse, Kanariensamen und Hauf; dabei befindet er sich wohl und ist zufrieden. Versuche, ihn an andere Körner zu gewöhnen, haben keinen Erfolg gehabt. Dagegen nimmt er gern saftige Pflanzenblätter zu sich, vor allem Salat, Kohl, Kraut und ähnliches Grünzeug, Mäusegerst und dergleichen. Früchte, Zucker und andere Leckereien verschmäht er anfänglich gewiß, läßt sich jedoch nach und nach daran gewöhnen. Trotz seiner Liebhaberei für trockenes Futter trinkt er sehr wenig, zuweilen wochenlang nicht; dennoch darf man nicht versäumen, ihn fortwährend mit frischem Wasser zu versehen. Salz, Kalk und Sand gehören zu seinen unentbehrlichen Bedürfnissen. Es springt in die Augen, daß die Leichtigkeit der Erhaltung wesentlich dazu beiträgt, den Vogel beliebt zu machen.

Aber der Wellenfittich versteht es auch noch in anderer Weise, sich die Zuneigung des Menschen zu erwerben. Sein Gang ist ein geschicktes, rennendes, trotz der kleinen Schritte förderndes Laufen, sein Klettern ein vollendetes Turnen, sein Flug ein köstliches, jeden Beobachter begeisterndes Durchweilen der Luft. Man muß gesehen

Schach.

Unter Leitung von E. Klavin.

J. S. Bauer.



2+ (9-10) T

Schachnachrichten. Am 22. November von 3 Uhr ab wird vom Berliner Arbeiter-Schachklub in den Prachtställen „Alt-Berlin“ ein Massenwettkampf veranstaltet. Eintritt und Beteiligung für jedermann frei. — Der Berliner Arbeiter-Schachklub bittet uns hiermit bekannt zu machen, daß bei ihm jeder organisierte Arbeiter Schachunterricht erhalten kann und zwar unentgeltlich sowie auch ohne Mitgliedschaftszwang.

Damegambit.

Am 7. September im Karlsbader Turnier gespielt.

P. Leonhardt. E. Klavin.

- 1. d2—d4 d7—d5
- 2. c2—c4 c7—c6!
- 3. e2—e3 Sg8—f6

Welt besser ist 3. ... **Le8—f5!** (Siehe unsere Schachspalte vom 14. Oktober. Partien gegen Salme und Bidmar.) Die Folge könnte sein: 4. Dd1—b3, Dd8—c7; 5. Sb1—c3, c7—d6; 6. Lc1—d2, Sb8—d7; 7. Ta1—c1, **De7—b6!** etc. (Wir berichtigen hiermit gelegentlich unsere Ausführung vom 14. Oktober wie folgt: Ninder gut ist 7. ... Tc8, wegen 8. cd5!, cd5; 9. Sf3!, a6; 10. SxXd5!, DXT7; 11. LXD, TXL7; 12. Kd2, Tc2; 13. Kd1, exd5; 14. DXb7, Sg6; 15. Sh4, TXf2; 16. Ke1, TXL7; 17. TXT, Lc6; 18. Dc8+, Ke7; 19. DXa6 etc. Über zugunsten von Weiß.)

Der Textzug, der in gegebener Partie nur zur praktischen Ausprobierung der Variante geschah, erweist sich als ungünstig, weil nach:

- 4. Sb1—c3!

Schwarz zur Entwicklung des Lc8 nur unter ungünstigeren Bedingungen (im dritten Zuge) kommen kann.

- 4. e7—e6

Auch jetzt war immerhin 4. ... Lf5 vorzuziehen. 3. B.: 5. Db3 (5. cd5, SXd5! etc.) 5. ... Dd7; 6. Sf3, e6; 7. Se5, Dc7 etc.

- 5. Lf1—d3 Sb8—d7
- 6. Sg1—f3 Lf8—e7

Ein freieres Spiel könnte noch immer mit 6. ... Ld6!; 7. 0—0, 0—0; 8. e4, de4; 9. SXd4, SXS; 10. LXS, e5! etc. erlangt werden.

- 7. 0—0 0—0
- 8. Dd1—c2!

Hiermit vereitelt Weiß die nachstehend zitierte Spekulation des Gegners, auf die er die ganze Variante angelegt hatte. In einem früheren Rathe nämlich spielte gegen ihn E. Schlechter statt des ausgezeichneten Textzuges das planlose: 8. e3—e4, worauf 8. ... dc4!; 9. LXc4, b5; 10. Ld3, a6 nebst Dd8—b6 und e6—e5 mit sehr gutem Spiel für Schwarz die Folge war.

Der Textzug verhindert diese Variante (siehe Anmerkung zum zehnten Zuge von Schwarz) und erzwingt ein sehr gedrücktes Spiel für Schwarz.

- 8. Tf8—e8
- 9. e3—e4 d5Xc4?

Der entscheidende Fehler. Da wegen der nächstfolgenden Anmerkung die beabsichtigte Spielweise nicht mehr geht, sollte Schwarz mit 9. ... Sf8!; 10. Lg5, Sg6!; 11. Td1, Tf8!; 12. Se5 (Sonst b7—b6 nebst Lb7) 12. ... SXd4 ein zwar etwas gedrücktes, aber immerhin festes Spiel anstreben.

10. Ld3Xc4 Sd7—f8
Auf 10. ... b5; 11. Ld3, a6 würde jetzt mit 12. e5 nebst LXh74 ein Bauer verloren gehen. Und bei 10. ... b5; 11. Ld3, Sf8 kann Weiß sowohl mit Se2 als mit Le3 oder auch mit a3 nebst b2—b4 den bestreienden Zug e6—e5 verhindern. (Vergleiche Anmerkung zum 8. Zuge von Weiß.)

- 11. Lc1—g5 h7—h6
- 12. Lg5—e3 Dd8—c7
- 13. Ta1—d1 Lc8—d7
- 14. Dc2—c1 b7—b5
- 15. Lc4—d3 b5—b4
- 16. Sc3—e2 Dc7—a5
- 17. Sf3—e5! Sf6—h7

Schwarz steht nicht schön und sucht vergeblich durch ein Bauernopfer sich frei zu machen. Auf Tc8 folgt das Opfer LXh6 etc.

- 18. Se5Xd7 Sf8Xd7
- 19. Dc1Xc6 Sd7—b6
- 20. Se2—c1 Te8—c8??

Ein großes Versehen. Der andere T. sollte die Dame verfolgen, um Damentausch zu erzwingen.

- 21. Dc6—b7 Le7—f8
- 22. e4—e5 g7—g6

Beim 20. Zuge hatte Schwarz (schon in Zeitnot) übersehen, daß auf 22. ... Sd5 (wie intendiert war) Weiß mit 23. LXSt nebst DXf7 fortsetzen kann.

- 23. Db7—e4 Sb6—d5
- 24. h2—h4! h6—h5
- 25. g2—g4! h5Xg4
- 26. De4Xg4 Lf8—g7
- 27. h4—h5 g6Xh5
- 28. Ld3Xh7! Kg8Xh7
- 29. Dg4Xh5! Kh7—g8
- 30. Kg1—h2 f7—f5
- 31. Le3—h6! Lg7Xh6
- 32. Dh5Xh6 Kg8—f7
- 33. Tf1—g1! Sd5—e7
- 34. Dh6—h5! Aufgegeben.

Weiß hat die Partie zwar sehr schön gespielt, aber für die Verteidigung 1. d3, d5; 2. e4, e6! beweist sie nicht viel, wie aus obigen Glossen erhellt.

Haben, wie ein freigekommener und entfliehender Wellensittich dahinjagt, um seine volle Fluggewandtheit beurteilen zu können. Er jagt mit einem Falken um die Wette, führt die zierlichsten Wendungen, Schwüngen und Biegungen im Fluge aus, versteht es, die größten und geringsten Entfernungen abzumessen, läßt sich mit einem Worte nur den vollendetsten Fliegern an die Seite stellen. Erwirbt schon diese Beweglichkeit dem Vogel unsere Zuneigung, so bewahrt er sie sich dauernd durch seine Stimme. Die meisten anderen Papageien, selbst jene Arten, die wahre Menschenvögel genannt werden können, werden, so liebenswürdig sie sonst sind, zuweilen unerträglich durch ihr Geschrei. Auch abgerichtete, sprachfähige können ihrem angeborenen Gang zum Lärmen oft nicht widerstehen, und zwischen den nachgeschwätzten Worten der menschlichen Sprache zellt das abscheuliche Kreischen hindurch. Es gibt wenige Menschen, die diese Ungezogenheit der Papageien auf die Dauer ertragen können. Ganz anders ist es bei den Wellensittichen. Auch sie haben reiche Stimmittel; aber sie verwenden diese niemals in lästiger, sondern immer in anmutender Weise. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß der männliche Wellensittich den singenden Vögeln beigezählt werden muß; denn sein Geplauder ist mehr als ein Gezwitscher: es wird zu einem, wenn auch bescheidenen, so doch recht ansprechenden Liedchen. Für mich hat der Gesang dieses Prachtvogels etwas höchst Angenehmes, und andere Tierzüchter sind nicht bloß derselben Meinung, sondern haben auch erfahren, daß der Wellensittich Lehre annimmt und die reichen Lieder anderer guter Sänger, die er hört, bald täuschend nachahmt. Einzelne haben sogar gelernt, Worte nachzusprechen. Im übrigen steht der Wellensittich hinter vielen anderen Papageien an Begabung etwas zurück.

Man muß selbst die Tiere gepflegt und ihre Fortpflanzung beobachtet haben, um die Begeisterung verstehen zu können, mit der alle wahren Liebhaber von ihnen sprechen. Während der Paarungszeit wird eigentlich ihre ganze Liebenswürdigkeit erst kund und offenbar. „Das Männchen“, sagt Debon, „ist ein Muster von einem Gatten, wie das Weibchen das Muster von einer Mutter ist. Jenes beschäftigt sich ausschließlich mit seinem erwählten und nie mit einem anderen Weibchen, das etwa zugleich in demselben Raume sein möge; es ist stets eifrig, aufmerksam, glühend, ja sogar sinnlich gegen sein Weibchen. Auf einem Zweige vor der Oeffnung des Nestes sitzend, singt es der Gattin seine schönsten Lieder vor, und während sie brütet acht es sie mit ebensoviel Eifer wie Vergnügen. Es ist niemals traurig, still oder schläfrig, wie so viele andere Papageien, sondern immer heiter und liebenswürdig.“

Der Ausbau des Nestes ist ausschließlich Sache des Weibchens. Es arbeitet mit dem Schnabel so lange an dem Eingangsloche, bis dieses seinen Wünschen entspricht, nagt dann im Innern größere oder kleinere Spänchen los und legt auf sie in Zwischenräumen von zwei Tagen 4 bis 8 Eier, die das Gelege bilden. Dann brütet es sehr eifrig 16 bis 20 Tage, und während der ganzen Zeit wird es von dem Männchen gefüttert, verläßt deshalb auch nur seine Nisthöhle, um den dringlichsten Bedürfnissen zu genügen. Die Jungen, die etwa 30 bis 35 Tage im Neste verweilen, verlassen letzteres erst dann, wenn sie ganz befiedert sind. Das Weibchen ist immer eifrig bemüht, das Nest rein zu halten; es kehrt wie eine ordentliche Hausfrau jeden Morgen sein Zimmer aus und putzt und reinigt seine Kinder mit großer Sorgfalt. Sofort nach dem Ausfliegen gehen die Jungen ans Futter, und wenige Tage später benehmen sie sich ganz wie die Alten; doch muß man um die Zeit des Ausfliegens eine gewisse Vorsicht anwenden, namentlich wenn man nur ein Paar Brutvögel im Käfig hat; denn die erwähnte Eifersucht des Vaters macht sich dann oft in unbegreiflicher Weise geltend. Derselbe Vogel, der seine Brut mit hingebender Zärtlichkeit füttert, fällt zuweilen über die flügge gewordenen Kinder wütend her, greift sie mörderisch an und verlegt sie nicht selten so, daß sie infolge solcher Lieblosigkeit zugrunde gehen. Noch unfreundlicher als die Männchen zeigen sich einzelne Weibchen, allerdings nicht gegen ihre eigenen, aber doch gegen Kinder von ihresgleichen. Solche dürfen selbstverständlich nicht unter der Gesellschaft geduldet, sondern müssen sobald wie möglich herausgenommen und verbannt werden.

Sofort nachdem die erste Brut selbständig geworden ist, schreiten die Alten zu einer zweiten, und wenn diese ausgeflogen ist, gewöhnlich zu einer dritten und vierten; ja F. Schlegel hat beobachtet, daß ein Paar ein volles Jahr ununterbrochen brütet! Solche Fälle gehören zu den Ausnahmen: zwei Brutten nacheinander aber scheinen nach meinen Erfahrungen die Regel zu sein. In einem Flugbauer des Frankfurter Tiergartens erhielt man, wie Haacke mitteilt, von drei Paaren im Laufe eines Jahres über 120 Nachkommen. Die Jungen ließ Haacke mit den Alten zusammen. Junge Wellensittiche zeigen sich gleich von Anfang an ebenso liebenswürdig wie die Eltern. Sie haben eine wahre Sucht, ihre jüngeren Geschwister zu pflegen, und füttern diese trotz der Alten. Dabei öffnen sie gegenseitig alles nach; was der eine tut, unternimmt auch der andere, im Klettern, Fliegen, Fressen und Schwaben.

Wie notwendig es ist, Wellensittiche paarweise zusammenzuhalten, sieht man erst dann, wenn man längere Zeit zwei desselben Geschlechtes gepflegt hat. Wird zu solchen ein Genosse des anderen Geschlechtes gebracht, so gibt es augenblicklich ein Pärchen und brennende Eifersucht.